

lieder *als Mythen* (eventuell im Kontext mit anderen, ähnlichen Mythen aus der Profanliteratur) erzählt werden, nicht aber *als Offenbarung* und gnädige Selbstzuwendung Gottes zum Menschen. Es wäre dringend notwendig, für diese Art eines anthropologisch ausgerichteten Religionsunterrichts eine in sich zusammenhängende, lehr- und lernbare Didaktik der Vermittlung religiöser Inhalte in einer weltanschaulich pluralen Gruppe zu entwickeln. Die Offenbarung Gottes kann sich nur dort in ihrem Kern und Wesen im Sprachspiel von Lehrer und Schüler ohne Bruch erschließen, wo die Jugendlichen entweder aufgrund der Glaubensentscheidung der Eltern (d. h. zusammen mit ihnen) oder (bei älteren Jugendlichen) aufgrund eigener Entscheidung im Glaubensvollzug stehen. Einführung in den Glauben ist nur möglich als Interpretation des gelebten Glaubens. Den Glauben als solchen kann ich nur verstehen, wenn ich ihn vollziehe. „Die Theorie der Offenbarung ist nur sinnvoll als Theorie der Praxis des Glaubensvollzuges“ (Schillebeeckx). Darum kann die Antwort der Offenbarung, auf die hin, wie oben erläutert, das religionspropädeutische Fragen des anthropologisch ausgerichteten Religionsunterrichtes von innen her offen ist, in ihrer Tiefe und *in ihrem Kern* nur sinnvoll erschlossen werden im Rahmen einer neu aufzubauenen Schulseelsorge und einer auf diesem Glaubensvollzug basierenden kirchlichen Katechese. Im Religionsunterricht kann nur ein von außen kommender, notwendig vorläufiger Einblick in den Lebens- und Glaubenszusammenhang der Kirche vermittelt werden.

Aber diese Unterscheidung und diese Korrelation von schulischem Religionsunterricht und kirchlicher Katechese wäre eine eigene Problematik, die hier nicht mehr behandelt werden kann.

Hans Jellouschek

Freier leben

Modell einer
österlichen
Christus-Predigt
(zu Mk 2,23–3,6)

Der Verfasser des folgenden Modells einer Predigt über die Gegenwartsbedeutung Jesu Christi wurde von der Redaktion gebeten, seine theologischen Überlegungen zur christologischen Bedeutung der Frage nach dem historischen Jesus¹ so zu formulieren, wie man solche Aussagen auch den heutigen Gemeinden anbieten kann. Einige theologische Vorbemerkungen sollten dem Prediger den theologischen Hintergrund erläutern. Es versteht sich von selbst, daß in einer solchen Predigt nicht alle Aspekte einer Chri-

¹ Vgl. H. Jellouschek, Zur christologischen Bedeutung der Frage nach dem historischen Jesus, in Theol. Quartalschrift 152 (1972) 112–123.

stologie anklingen können; was aber hier an Gedanken vorgelegt wird, dürfte wohl geeignet sein, den Lesern und Hörern einige wichtige Aspekte der Heilsbedeutung Jesu vor Augen zu führen, sie zu ermutigen, ein Leben in größerer Freiheit zu leben – mit einem ähnlichen Engagement und Risiko, wie Jesus selbst es auf sich genommen hat. *red*

A. Theologische Vorbemerkungen

1. Die folgende Predigt geht von der Voraussetzung aus, daß die Gegenwartsbedeutung Jesu für den heutigen Hörer nicht mehr selbstverständlich feststeht. Theologisch ausgedrückt heißt das: daß Jesus der Christus ist, ist für die Predigt nicht selbstverständliche Voraussetzung, sondern muß sich erst erweisen.

2. Weiter steht hinter der folgenden Predigt die Auffassung, daß sich dies nicht im Sinne traditioneller Fundamentaltheologie auf dem Weg über die Wunder und ebensowenig über die Auferweckung Jesu erweisen läßt. Solche Versuche machen Voraussetzungen, die in sich fragwürdig oder heute jedenfalls nicht mehr gegeben sind: die Tatsache z. B., daß Jesus Wunder gewirkt hat, ist in sich ambivalent und beweist für sich genommen noch gar nichts; ebensowenig kann man – wie es in diesen Beweisführungen notwendig ist – Gott als eine bereits feststehende Größe einführen. Vielmehr muß sich die Bedeutung Jesu, seine Funktion als Messias und Erlöser an seiner „Sache“, das heißt an dem in seinem Wort und seiner Tat sichtbar werdenden „Lebensmodell“ erweisen. Insofern dieses Lebensmodell eine echte Alternative zu anderen heutigen Lebensmodellen darstellt, wird es für den heutigen Menschen bedeutsam und ein „Weg des Heils“. Damit wird der Ursprung dieses Modells, Jesus, für ihn zum „Christus“². Darum konfrontiert die folgende Predigt einen Aspekt des Weges Jesu, nämlich den der Freiheit, mit der heutigen Freiheitsproblematik – freilich nicht so, wie sie in der philosophischen und gesellschaftlichen Auseinandersetzung heute „auf höchster Ebene“ diskutiert, sondern wie sie vom durchschnittlichen Hörer einer solchen Predigt in seinem Alltag erfahren wird.

Das Lebensmodell Jesu

3. Dies bedeutet, daß die Frage nach dem irdischen Jesus und nach seiner „Lebensgestalt“ hier eine eminent theologische Bedeutung gewinnt. Als christologisch-soteriologischer Ansatz wird hier weder die Inkarnation noch ein punktuell gesehenes Kreuzesgeschehen³, noch eine als quasi historisches Ereignis gefaßte „Auferstehung“ gewählt, sondern das Wirken und die Verkündigung des irdischen Jesus.

Die theologische Bedeutung der Frage nach dem irdischen Jesus

² Über den unlöslichen Zusammenhang der Person Jesu mit ihrem „Modell“ vgl. ebd. 122 f.

³ Vgl. dazu die Charakterisierung verschiedener Typen der Erlösungslehre bei H. Kessler, Erlösung als Befreiung, Düsseldorf 1972, 43–60.

Als entscheidend wird die Art und Weise gesehen, wie Jesus dieses irdische Leben gelebt hat; entscheidend, weil davon Impulse ausgehen, die sich für eine gelingende Lebensgestaltung die Geschichte hindurch immer wieder als wirksam erweisen. Die Rede von Inkarnation und Auferweckung bezeichnet nach dieser Auffassung nicht quasi-historische Ereignisse, die feststehen, bevor man an die Auseinandersetzung mit Jesus herangeht und durch die das Leben und Wirken Jesu von vornherein eine besondere Bedeutung gewinnt. Vielmehr geht diese Redeweise von der Erfahrung der Jünger aus und bezieht sich auf das Leben und Sterben Jesu im Ganzen, indem sie dieses als unüberholbar heilsbedeutsam für die gesamte Geschichte qualifiziert. Deshalb wird in der Predigt auch vermieden, etwa in folgender Weise zu reden: „Dieses Leben wird durch den Tod nicht widerlegt, weil Jesus auferstanden ist.“ Denn die Rede von der Auferweckung meint ja gerade die unbesiegbare Lebendigkeit Jesu, die sich an seinem irdischen Leben, eben an seinem Lebensmodell erweisen muß, und zwar dadurch, daß es sich im Wandel der Geschichte für eine echte, nicht einmal den Tod ausklammernde Lebensbewältigung fruchtbar zeigt. Dementsprechend wird in der Predigt versucht, die Überzeugungskraft dieses Lebens *in sich* zur Geltung zu bringen und für seine Wirksamkeit auf die Erfahrung der Jünger zu verweisen. Im übrigen bleibt das Ganze natürlich nur ein Angebot, dessen Brauchbarkeit sich letztlich erst im nachhinein – indem man es damit versucht – erweisen kann.

Der Tod Jesu als die
Summe seines Lebens

4. Der Tod Jesu hat in diesem Zusammenhang nicht eine eigenständige, vom Leben Jesu unabhängige Bedeutung, sondern wird als die „Summe“ seines Lebens angesehen⁴. Das heißt: Was immer schon Anliegen Jesu war, gewinnt im Tod, den er auf Grund seines Engagements erleidet, seine letzte Radikalität und Endgültigkeit. Auch wenn in der folgenden Predigt vom Tod Jesu fast nicht gesprochen wird, ist dieses Verständnis des Todes Jesu immer vorausgesetzt. Denn daß sein Leben exemplarisch für ein „freies Leben“ ist, das läßt sich ja nur in dieser Eindeutigkeit sagen, weil er selbst angesichts des Todes nichts davon zurückgenommen und seinen Anspruch, daß der Mensch ein auf absolute Zukunft hin offenes Wesen ist, bis ans Kreuz durchgehalten hat.

Jesus als Interpret
Gottes

5. In der Predigt wird nie ausdrücklich von Gott geredet. Trotzdem will sie Jesus nicht als ein „bloß menschliches Vorbild“ hinstellen, sondern als den Interpreten Gottes für uns Menschen. Mit dem Wort „Gott“ assoziieren wir noch

⁴ Nach G. Ebeling. Vgl. dazu H. Jellouschek, a. a. O. 119 f.

immer einen hierarchischen Stufenbau der Welt und eine gewissermaßen patriarchalische Ordnung. Das ist aber gerade im Zusammenhang mit „Freiheit“ fatal. Aus diesem Grund wird in der Predigt das Wort „Gott“ vermieden, nicht aber die damit gemeinte „Sache“, so wie sie im NT verstanden wird: Gott als die Macht der Befreiung für den Menschen, als der Grund, warum der Mensch mehr ist als der „Exekutivbeamte einer vorgegebenen Ordnung“.

Die Predigt will also ein bescheidener Versuch sein, „säkular“ vom Glauben, von Jesus, von Gott zu reden, ohne die christliche Botschaft in ihren entscheidenden Aussagen zu verkürzen. Ob er gelungen ist, das möge der Leser selbst beurteilen.

B. Die Predigt

Es geschah, daß Jesus am Sabbat durch die Kornfelder dahinging, und seine Jünger machten sich unterwegs daran, Ähren abzurupfen. Da sagten die Pharisäer zu ihm: „Schau, was sie am Sabbat Unerlaubtes tun!“ Er antwortete ihnen: „Habt Ihr noch nie gelesen, was David tat, als er Not litt und ihn und seine Gefährten hungerte? Wie er in das Haus Gottes ging, zur Zeit des Hohenpriesters Abjatar, und die Schaubrote aß, die außer den Priestern niemand essen darf, und auch seinen Gefährten davon gab?“ Und er sprach zu ihnen: „Der Sabbat ist um des Menschen willen da und nicht der Mensch um des Sabbats willen. Darum ist der Menschensohn Herr auch über den Sabbat.“

Und er ging wieder in eine Synagoge, und dort war ein Mann mit einer verdorrten Hand. Sie beobachteten ihn, ob er am Sabbat heilen würde, damit sie ihn anklagen könnten. Da sprach er zu dem Mann mit der verdorrten Hand: „Steh auf und komm in die Mitte.“ Und er sprach zu ihnen: „Ist es erlaubt, am Sabbat Gutes oder Böses zu tun? Ein Leben zu retten oder zu töten?“ Sie aber schwiegen. Und er blickte sie ringsherum zornig an, betrübt über die Verhärtung ihres Herzens, und sprach zu dem Manne: „Strecke Deine Hand aus.“ Und er streckte sie aus, und seine Hand wurde wieder hergestellt. Da gingen die Pharisäer hinaus und hielten sogleich mit den Herodianern Rat gegen ihn, um ihn zu verderben (Mk 2, 23–3, 6).

I. Wie steht es um unsere Freiheit?

Wir leben in einer freiheitlich-demokratischen Gesellschaftsordnung. Unsere Politiker rühmen im Blick auf die Ostblockstaaten gerne unsere Freiheit: die Freizügigkeit des Lebens, die freien Wahlen, die freie Marktwirtschaft usw. Alle diese Freiheiten haben wir. Sind wir aber deshalb frei?

1. Der kleine Martin hat eine Strafarbeit nach Hause gebracht. Eine ganz beträchtliche. Er sagt: „Die ganze Klasse hat sie aufgekriegt.“ Warum? Er weiß es nicht. Die Lehrerin hat viel geschimpft an diesem Vormittag, und auf einmal hatten sie die Strafe sitzen. Die Mutter ruft bei den Eltern eines Schulkameraden an. Dasselbe Ergebnis. Nach längeren Recherchen zeigt sich folgendes Bild: Die Kinder dürften wohl etwas unruhig gewesen sein. Die Lehrerin aber war an diesem Tag offensichtlich überreizt und hat den Kindern eine ganz unverhältnismäßig hohe Strafe verpaßt. — Dennoch sitzen an diesem Nachmittag dreißig Mütter mit eben-

Unfrei im Umgang mit Autorität

sovielen Kindern da und plagen sich bis in die späten Abendstunden hinein. Die Kinder heulen, die Mütter fluchen im stillen auf die Lehrerin. Aber keine einzige unternimmt etwas. Keine tut sich mit anderen Müttern zusammen, setzt der sinnlosen Plage ein Ende, schickt die Kinder spielen und stellt anderntags die Lehrerin zur Rede. Niemand nimmt sich diese Freiheit heraus. Die Autorität der Lehrerin ist so ehrfurchtgebietend, die Folgen so unangenehm, daß man lieber schweigt und sich fügt. Vor den Mächtigen muß man sich eben ducken — auch in unserer freiheitlich-demokratischen Ordnung.

Unfrei im
persönlichen Kontakt

Eine andere Situation: Wir haben Gäste am Abend. Man spricht miteinander, worüber man eben so spricht. Das Essen wird gelobt, die lieben Kinder werden ausführlich beredet, dann geht man zu den neueren Autotypen über und landet schließlich bei den letzten Ferienreisen. Wir merken: Das ist alles oberflächliches, im Grunde nerventötendes Geschwätz. Wir spüren aber auch: Unsere Gäste sind eigentlich recht sympathische Menschen. Es müßte doch schön sein, mit ihnen in einen näheren Kontakt zu kommen. Es müßte möglich sein, mit ihnen auch anders zu reden: aufrichtiger, persönlicher, tiefer. Irgendwie warten wir darauf, daß sie endlich einmal eine persönliche Frage stellen, endlich etwas von sich selber erzählen. Wir würden sofort darauf eingehen. Aber sie tun es nicht. Und wir bringen den ersten Schritt auch nicht fertig. So sitzen wir da, gefangen in unseren Hemmungen, und lassen wieder einmal eine Chance zu mehr Menschlichkeit an uns vorüberziehen. Wir kommen nicht hinweg über die Konvention, die uns vorschreibt, wie man so einen Abend mit Anstand, aber ohne persönliches Engagement verbringt.

2. Wir sind moderne Menschen. Wir haben viel vom Ballast unserer Vorfahren abgeworfen. Wir lächeln über verschiedene Familientraditionen und religiöse Bräuche, die ältere Menschen ängstlich beobachten. Und wir haben im allgemeinen auch das nötige Geld, um uns ein großzügiges Leben leisten zu können. Und trotzdem fügen wir uns wortlos dem Mißbrauch der Autorität und halten uns peinlich genau an die geschriebenen und mehr noch an die ungeschriebenen Normen unserer Gesellschaft.

Vielleicht wird es uns heute besonders stark bewußt, wie unfrei wir eigentlich sind. Unsere soziale Stellung, der damit vorgeschriebene Lebensstandard, der Tratsch der Nachbarn, die öffentliche Meinung darüber, was man tut und was man nicht tut, das alles lenkt unser Leben in vorgezeichnete Bahnen und zwingt uns, zu handeln und zu reden, wie wir eigentlich gar nicht selber wollen.

Sehnsucht nach mehr
Menschlichkeit in
Freiheit

Wer von uns hätte das nicht schon radikal ändern und all die Rücksicht und Vorsicht über Bord werfen wollen? Wer hätte nicht schon den Mächtigen seine Meinung ins Gesicht sagen wollen und für die Linken, die Gammler und Hippies Sympathie verspürt, die diese Gesellschaft zerschlagen wollen oder aus ihr weggehen, um sich eine Gegenwelt aufzubauen, die Welt der gewaltfreien Kommunikation, in der man nicht nach Leistung und Geldbeutel eingeschätzt, sondern als Mensch ernstgenommen wird? Freilich: Wer von uns kann sich diesen totalen Bruch mit der Gesellschaft leisten? Wir haben schließlich unseren Beruf und unsere Kinder, unsere Wohnung und unsere bescheidenen Ersparnisse. Das alles müßten wir ja dann aufgeben oder es zumindest aufs Spiel setzen. Und abgesehen davon: Besteht denn Hoffnung, daß dadurch eine gewaltlose zwangsfreie Welt entstände? Zeigt sich nicht immer deutlicher, daß der Bruch mit der bürgerlichen Gesellschaft erst recht in Terror, Sucht und Verzweiflung endet?

Der Ausbruch in die totale Freiheit scheint nicht zu gelingen. So kehren wir denn aus der Welt unserer Wünsche wieder zurück in die nüchterne Wirklichkeit – und fügen uns wieder, und ducken uns wieder. Es bleibt uns ja keine Alternative.

II. Zur Freiheit befreit

In dieser Situation hören wir das Wort des Paulus, das auch uns heute gelten soll: „Zur Freiheit hat Christus uns befreit. So steht denn fest und laßt euch nicht wieder in das Joch der Knechtschaft spannen“ (Gal 5,1). – Wir sind solchen Worten gegenüber nicht mehr hellhörig oder sogar schon ein wenig gereizt. Zu oft haben wir sie gehört, zu wenig haben wir davon erfahren. Ist es aber nicht doch bemerkenswert, daß zu den Grundworten unseres Glaubens, wie er im Neuen Testament zum Ausdruck kommt, „Freiheit“ und „Befreiung“ gehören? Sollte uns das nicht doch zu neuerlicher Auseinandersetzung reizen?

Was ist das für eine Freiheit? Wäre es nicht möglich, daß hier eine Alternative zwischen Resignation und Auflehnung sichtbar wird? Eine Freiheit, die sich leben läßt in dieser Welt – ohne Kapitulation, aber auch ohne totalen Bruch mit unserer Gesellschaft?

Paulus verweist auf Jesus Christus als den Ursprung dieser Freiheit. Es geht also um Freiheit und Befreiung, die sich im Zusammenhang mit Jesus ereignen. Von daher legt es sich nahe, nicht lange bei allgemeinen Erwägungen zu bleiben, sondern gleich zu fragen: Wie war denn das bei Jesus? Wie wird hier Freiheit sichtbar, und was heißt hier Freiheit?

Jesu unerlaubtes Tun
– um der Menschen
willen

1. Die beiden Szenen unseres Textes geben einen für Jesus charakteristischen Eindruck wieder: Jesus hat sich, wenn es

sein mußte, ohne Hemmungen über Normen und Konventionen seiner Gesellschaft hinweggesetzt. Jesus tut und verteidigt hier, was am Sabbat verboten war. Denn Essen zu beschaffen und Kranke zu behandeln, das war – außer in unausweichlichen Notsituationen – unerlaubtes Tun.

Sagen wir nicht: Über solche Kleinlichkeiten sind wir doch längst hinweg. Wir sind es vielleicht im religiös-kultischen Bereich. Beim Beten, Beichten, In-die-Kirche-Gehen, da sind wir wohl freier geworden. Aber sonst im täglichen Leben? Gibt es da nicht eine ganze Reihe von Normen des Zusammenlebens, die mindestens ebenso unsinnig sind und uns unnötig einengen wie das jüdische Sabbat-Gebot? Die Autorität von Lehrern kann und darf nicht angetastet werden; seine Gefühle darf man nicht spontan äußern; Akademikersöhne müssen wieder Akademiker werden usw. Sind das nicht genau so unsinnige Normen? Und trotzdem halten wir uns daran so peinlich genau wie die Juden an das Sabbatgebote.

Primat des Menschen,
nicht der Normen

Jesus sagt: Der Sabbat ist um des Menschen willen da, nicht der Mensch um des Sabbats willen. Normen sind für den Menschen da und nicht der Mensch für die Normen. Ich darf nicht zuerst fragen: Was ist geboten, und das ist dann auch gut für den Menschen. Sondern ich muß fragen: Was ist gut für den Menschen? – und das ist dann auch geboten. Nach diesem Wort Jesu ist der Mensch nicht dazu da, sich Ordnungen zu fügen, sondern sich Ordnungen zu schaffen. Natürlich muß man sich manchmal gegen eigenes Bedürfnis einer Norm fügen. Aber daraus wird sehr leicht ein falsches Prinzip: Das wichtigste ist die Ordnung. Demgegenüber sagt Jesus: Das wichtigste ist der Mensch. Auf die Frage, was zu tun ist, schauen wir gern auf das, was man eben tut, was gebräuchlich, vorgeschrieben, festgelegt ist. Jesus dagegen appelliert an die eigene Erfahrung des Menschen und an seine Phantasie. Was zu tun ist, ergibt sich aus der konkreten Situation. Daß man seinen Hunger ruhig stillen und diesem Kranken helfen soll, das gibt einem der Verstand ein, dazu brauche ich nicht ängstlich nach Gebot und Verbot zu fragen.

Anders ausgedrückt: Jesus stellt mit seinem Wort von der Sabbatfreiheit den Gehorsam und die Treue zur Norm als Werte an sich in Frage. Er sieht im Menschen ein schöpferisches Wesen, nicht den Exekutivbeamten einer vorgegebenen Ordnung.

Vielleicht handeln wir oft deshalb so unfrei, weil wir es uns gar nicht mehr zutrauen, auch anders zu können. Wir meinen, wir wüßten zu wenig, hätten nicht die nötige Energie usw. Wir denken zu gering von uns, wir haben eine Sklaven-

mentalität. Für Jesus ist aber der Mensch kein Sklave, sondern ein Herr.

Freiheit muß
getan werden

2. Nun ist aber dieser Auffassung Jesu vom Menschen gleich noch ein Zweites anzufügen: Jesus ist kein Theoretiker, der nur eine Lehre vorträgt. Jesus redet nicht von der Freiheit, er tut sie. In Diskussionen können ja auch wir manchmal zu wahren Aposteln der Freiheit werden und unsere ganze Gesellschaft mit ihren Zwängen verurteilen. Jesus hat die Zwangsnormen seiner Gesellschaft auch verurteilt, und zwar mit sehr harten Worten. Zunächst einmal jedoch hat er sie übertreten. Eine ganze Reihe solcher Verstöße wäre hier aufzuzählen: seine Sabbatverfehlungen, die Mißachtung der Reinheitsvorschriften, sein Kontakt zu den sozial Geächteten, seine öffentliche Kritik am mosaischen Gesetz. In dieser anstößigen Weise hat Jesus die Freiheit gegen seine unfreie Welt praktiziert.

Das aber bedeutet: Der Mensch ist nicht „an sich“ frei, selbst wenn er in Ketten geboren wäre, wie uns ein Dichtervort glauben machen will; und die Freiheit der Gedanken ist höchstens ein erster Impuls. Wirkliche Freiheit gibt es nur dort, wo sie getan wird — gegen die vorhandenen Zwänge. Sich in Diskussionen von den gesellschaftlichen Zwängen distanzieren, ist nicht Freiheit, sondern nur Dampf-Ablassen, damit man anderntags am Arbeitsplatz und zu Hause nur wieder um so besser im Sinn der Norm funktioniert. Freiheit wird nur durch Praxis verwirklicht — indem man z. B. gegen die launische Lehrerin nicht schimpft, sondern gemeinsam etwas gegen ihre Ungerechtigkeit unternimmt.

Behebung konkreter
Unfreiheit und Not

3. An dieser Praxis der Freiheit bei Jesus fällt aber eines auf: Er ist kein Revolutionär, der seine Gesellschaftsordnung von Grund auf verneint. Freilich ist es keineswegs eine bloß „innerliche“ Freiheit, die er vertritt, sondern eine sehr greifbare und sozial wirksame. Trotzdem ist er an einer grundsätzlichen Änderung der Verhältnisse nicht interessiert. Wenn kein besonderer Grund da ist, kann er sich dem Gesetz ohne weiteres auch fügen und den Sabbat z. B. halten. Jesus lebt und stirbt nicht für ein Prinzip. Seine Einstellung hat einen recht pragmatischen Zug. Was Freiheit ist, das liest er nicht an einem Idealbild, z. B. dem der klassenlosen Gesellschaft ab, sondern an konkreten Menschen: an seiner konkreten Unfreiheit. In der Situation des Hungers nicht essen zu dürfen, wenn das Eßbare doch leicht zu beschaffen ist; einen Kranken leiden zu lassen, bloß aus kultischen Erwägungen — das hieße die Menschen einer unerträglichen Unfreiheit überantworten. In solchen Fällen nimmt Jesus sich die Freiheit, gegen die gesellschaft-

liche Norm und gegen die Struktur zu verstoßen – und zwar dann mit aller Radikalität.

Jesus weiß sozusagen kein Rezept, das die gewaltfreie Gesellschaft garantieren würde. Darum nimmt er es sich auch nicht heraus, die Verhältnisse nach einem solchen Rezept auf den Kopf zu stellen. Aber er sieht, wo Menschen gefangen gehalten werden, und dort tritt er dann für ihre Freiheit ein – ohne Rücksicht auf Gesetz, Autorität und Konvention.

An der konkreten Unfreiheit des Menschen wird erkennbar, was Freiheit bedeutet. Und dafür gilt es dann, sich zu engagieren. Wenn wir auf die Gesellschaft als solche und im Ganzen schimpfen und ganz andere Verhältnisse herbeiwünschen, müssen wir uns die Frage gefallen lassen, ob wir damit die Verantwortung nicht abschieben, ob wir nicht ablenken von dem, was eigentlich von uns gefordert wäre: die befreiende Tat – hier und jetzt, z. B. unseren Gästen gegenüber, mit denen wir einen Abend verbringen.

Das Risiko des Engagements

4. Noch ein Letztes ist zur Freiheit Jesu zu sagen – und das ist vielleicht das wichtigste. Wir möchten gern freier leben, und wir können uns vielleicht für die Idee der Familien-Wohngemeinschaft, der zwangsfreien Erziehung und der wirklich gleichen Bildungschancen ehrlich begeistern. Freiheit wäre schön. Aber: die Verhältnisse sind eben nicht so. Und darum geben wir immer wieder klein bei. Auch in der Umwelt Jesu waren die Verhältnisse nicht so. Jesus lebt nicht in einer Wunderwelt, sondern in dieser Welt des Zwangs und der Unterdrückung. Und unter diesen unseren Bedingungen lebt er seine Freiheit. Das bedeutet z. B., daß er sich Feinde schafft, genauso wie wir, wenn wir gegen Autoritäten aufmucken. Am Ende unseres Textes heißt es: Die Pharisäer gingen hinaus und hielten Rat, wie sie ihn verderben könnten. Und es bedeutet, daß ihm, der den Schutzwall der Konvention durchbricht, nun die Not der Menschen entgegenströmt, ihre Angst, Verzweiflung und Schmerz, genauso wie es uns passieren kann, daß wir mit den persönlichsten Problemen unserer Mitmenschen belastet werden, wenn wir es wagen, die Unverbindlichkeit konventioneller Höflichkeit aufzugeben.

Darum ging es auch in seinem Leben turbulent und gefährlich zu. Seine Freiheit hat ihn mit der Last der Menschen beladen und sie hat ihm Feindschaft, Haß und schließlich den Tod eingebracht.

Jesus hat also seine Freiheit nicht im Wunderland gelebt, sondern hier auf unserer engen, feindseligen Erde. Müssen wir aber nicht dennoch sagen: es war ein erfülltes Leben? Es war unruhig und gefährlich, gewiß. Aber brachte ihm

Erfülltes Leben in Freiheit

seine Freiheit nicht auch Buntheit, Bewegung, Begeisterung, Liebe und Gemeinschaft ein? Die Höhen kann man nicht ohne die Tiefen haben. Ein Leben ohne Risiko, ohne Schmerz und Scheitern schließt auch das Erlebnis des Glücks und die wahre Tiefe des Lebens aus. Wenn ich gehorsam bin, wird nichts passieren. Aber das Leben wird grau in grau. Ich werde mir keine Feinde schaffen, aber auch keine Freunde. Jesu Liberalität hat Haß erzeugt, aber auch Liebe. Seine Freiheit inmitten von Kleinlichkeit und Starrheit machte sein Leben so reich, so lebendig, daß seine Anhänger zur Überzeugung kamen, auch der Tod, den ihm die Freiheit einbrachte, sei keine Widerlegung dieses Lebens gewesen, sondern der letzte Schritt in seine Erfüllung hinein.

Wenn das stimmt, so würde es bedeuten: Die Freiheit hat das Leben auf ihrer Seite, und zwar die Freiheit inmitten der Härte und Enge dieser Welt – trotz aller Folgen. Und es würde bedeuten: Gegen falsche Autorität und gegen Zwang der Freiheit zu leben ist nicht nur faszinierender, sondern letztlich auch realistischer und vernünftiger, als sich zu ducken und den Weg der Anpassung zu gehen. Denn nur in einem solchen Leben für die Freiheit wird das Leben nicht verfehlt, selbst wenn es damit den Tod riskiert.

III. Alternative zwischen Auflehnung und Resignation

Wir haben hier wohl doch eine Alternative zwischen Auflehnung und Resignation. Denn hier wird uns einerseits gesagt: Es muß nicht so sein, wie es ist. Man muß sich nicht ducken, Freiheit ist möglich, denn der Sabbat ist für den Menschen da und nicht umgekehrt. Und andererseits wird von uns nicht das schlechthin Utopische, das total andere und Neue gefordert, sondern: hier und jetzt ist Freiheit möglich, hier und jetzt ist das Leben zu finden. Allerdings nur dann, wenn wir aufhören, von der totalen Resignation in die totale Forderung und von der totalen Forderung in die totale Resignation zu verfallen. Auf das Totale müssen wir verzichten. Es würde mit Notwendigkeit zum „Totalitären“. Was notwendig ist, ist nicht das „Totale“, sondern der nächste Schritt, der nächste Schritt aus der Unfreiheit in Richtung Freiheit. Den können, den müssen wir tun: heute, hier und jetzt.